



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Röhr, J.: Kaiser Karls Geisel

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

An „kleinen und vorläufigen“ Reformen schlägt Landsberg einige Änderungen der einschlagenden Gesetze und die Einführung von Berufsvormündern vor; die Vormünder, die man jetzt habe, kümmerten sich teils wenig teils gar nicht um ihre Mündel, außerdem solle regelmäßiges Zusammenwirken der Gewerbeinspektion mit dem Vormundschaftsrichter hergestellt werden. Eine tiefer greifende Reform werde in der Veredlung des erwachsenen Geschlechts und in der Umbildung des Strafrechts zu bestehen haben. In Beziehung auf das erste seien die politischen Parteien an die große Verantwortung zu erinnern, die ihnen mit der Macht, deren sie sich erfreuen, zugefallen ist. Vorläufig benützten sie, namentlich die sozialdemokratische Partei, diese Macht nur dazu, den Trieben des Volks zu schmeicheln und dadurch ihre Anhängerschaft zu vermehren, während sie die Aufgabe hätten, auf Besserung hinzuwirken, in der Arbeiterschaft nicht das Klassenbewußtsein sondern das Pflichtgefühl zu stärken. Das Strafrecht aber „muß auf eine andre Basis gestellt werden. An die Stelle der Vergeltung muß die Erziehung treten, an die Stelle oder an die Seite der Strafe die Unschädlichmachung der ihrem Charakter nach gefährlichen Menschen.“ Der durchschnittliche Laie unter den Lesern des Buchs wird außer der Belehrung über eine wichtige Materie, die er daraus schöpft, noch einen andern Gewinn davontreten: einen hohen Begriff von dem Amte des preussischen Vormundschaftsrichters und bewundernde Hochschätzung der Männer, die dieses Amt im Geiste Landsbergs ausüben.

Carl Jentsch



## Kaiser Karls Geisel

Von Professor Dr. J. Röhr



urcht und Mitleid sind bekanntlich die beiden Wirkungen des Dramas, die Aristoteles einst mit genialem Griffe aus der unendlichen Menge der Wirkungen dieser Dichtgattung als die fundamentalsten und wichtigsten herausgegriffen hat. Das neue Stück Hauptmanns ist, wie selten eins, geeignet, die Folgen zu illustrieren, die das Fehlen der zweiten jener beiden Wirkungen, des tragischen Eleos, hat. Der Dichter fand in einer Sammlung alter italienischer Novellen eine einfache und rührende Sage, deren Anfang er seinem Drama vorangesezt hat. Der Kaiser (es wird nicht gesagt, ob er jung oder alt war) verliebt sich in eine Jungfrau so, daß er alle Regierungsjorgen vernachlässigt und dadurch viel Ärgeris erregt. Sogar ihr Tod erlöst ihn nicht. Tag und Nacht harret er bei dem Leichnam aus. Endlich erhält der Bischof von Köln nach brünstigem Gebet die Eingebung, daß ein Ring unter der Zunge der Jungfrau an Karls Verheerung schuld sei. Der Bischof holt den Ring hervor, worauf des Kaisers

Liebe auf ihn übergeht. Man wirft den Ring in einen Sumpf. Sogar dorthin folgt ihm Karls Liebe. Er erbaut in diesem Sumpfe die Stadt Aachen. Über die moralischen Eigenschaften der Jungfrau erfährt man nichts. Karls Tun in dieser Novelle unterliegt kaum der moralischen Beurteilung. Er erliegt einfach einem Zauber.

Für den modernen Dichter natürlich ein unbrauchbarer Stoff. Hauptmanns Kaiser Karl verliebt sich in durchaus menschlicher Weise. Er ist ein älterer Mann von über sechzig Jahren, der beim Anziehen eines neuen Hemdes Gedanken an das Totenhemd bekommt und den Wert der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch beschieden ist, doppelt fühlt, so eitel ihm mit der Weisheit Salomonis alles vorkommt. Besonders eins scheint ihm noch keineswegs eitel. Der noch kraftvolle Mann hebt seinem Günstling Norico gegenüber bei einer Aufzählung der menschlichen Tätigkeiten besonders das Küssen hervor und beneidet ihn um seine Judith. „Wär ich noch einmal jung, ich gäb all mein weißes Haar dafür“, verkündet er mit grimmem Humor. Da tritt ein Wesen in sein Leben, das die unter der Asche vorhandne Glut lohend emporflammen läßt: Gerjuind, die sächsische Geißel. Mit der Zeichnung dieser Figur hat Hauptmann einen Fehler begangen, wie er ihm in seiner erfolgreichen theatralischen Laufbahn bisher noch nicht begegnet ist. Indem er diese Figur auf die denkbar niedrigste moralische Stufe stellt, ertötet er in dem Zuschauer das tragische Mitleid, oder wie man besser sagt, die tragische Sympathie mit dem greisen Kaiser, ein Fehler, der sich im Drama bitterer rächt als irgend ein anderer.

Denn was ist diese kleine Hexe, die vorübergehend den mächtigsten Monarchen der Christenheit moralisch ruiniert? Schon ihr erstes Auftreten ist Heuchelei. Sie heuchelt Wiedersehensfreude ihrem Oheim Bennit gegenüber. Dem Kaiser tritt sie mit der erfolgssichern Frechheit der erfahrenen Buhlerin entgegen. Jedes Bewußtsein, vor wem sie stehe, fehlt diesem sechzehnjährigen Kinde. „Wenn alte Männer weinen, schluchz' ich, aus Angst zu lachen, lieber mit“, erklärt sie ihr Benehmen gegen den Oheim. „Scheu, warum Scheu?“ erwidert sie Karl, als dieser fragt, ob sie wisse, vor wem sie stehe. Seine Blicke erregen ihr ein Gemisch von Verachtung und Mitleid, dem sie den frechsten Ausdruck leiht. „Greisenblicke tun weh; sie flehen wie getretene Hunde.“ „Du hungerst auch, man siehst dir an“, erklärt die von leidenschaftlichster Sinnlichkeit helllichtig gemachte. Sie bittet um Freiheit. In dieser wird sie tun, was zu tun ihr lustig ist. Man erfährt auch bald, wozu sie diese Freiheit gebraucht. Norico, des Kaisers Günstling, trifft sie im Dirnenwinkel zu Aachen, einem Ort, wo selbst sein Schecke schaudert.

Schon vorher, nach der Flucht aus dem Kloster, hat sie ihre Freiheit in ähnlicher Weise benutzt. Sie bietet sich Norico an und läuft neben seinem Pferde her, bis sie erschöpft niedersinkt. Bei ihrem Wiedersehen mit Karl tritt sie diesem mit der gespielten und berechneten Nichtachtung der abgefeimten

Buhlerin entgegen. Sie fängt Schmetterlinge und Eidechsen, scheinbar ohne sich um den Kaiser zu kümmern, und tut, als ob sie seine Worte nicht höre, eine Nichtachtung, die sogar dem verliebten Greise zu stark wird. Sie lacht, als er ihr seine Rechte anbietet, um sie zu retten, und spricht ungeschert von den Männern, die sie bejessen haben. Plötzlich hängt sie an seinem Halse. „Ihr redet zu viel, ihr Männer; schweigt doch still und nehmt nur schweigsam und fromm, was man euch gibt“, belehrt sie den Kaiser. Jeden Wechsel seiner Stimmung beobachtet sie lauernnd, jeden Augenblick die Chancen berechnend, die sich ihr bieten. Als der Kaiser sie verheiraten will, erklärt sie rundweg: „Für alle einen mag ich nicht.“ Sie hat keine Lust, wie Karls Lieblingsblume stockstill im Beete zu stehn.

Ihr drittes Auftreten wirkt ähnlich wie die vorigen. Sie heuchelt Verachtung gegen das Essen. „Wenn Leute essen, ekelts mich“, erklärt sie und weist angebotnen Wein mit einem Pfuiruse zurück. Wahrscheinlich will Hauptmann damit ein Symptom ihrer Hysterie zeichnen, erreicht aber nur den Eindruck empörender Frechheit. Der Bericht Karls, daß sie sich nur von Orangeb Blütenwasser und Milch von Angoraziegen nähre, versucht vergebens, sie in eine höhere Sphäre zu heben. Sie will alles genannt werden, nur keine Heilige. Schon vorher hat sie ihr Recht proklamiert, immer das Gegenteil von dem zu tun, was gute Menschen tun. Sünde gibt es nicht. Sie fühlt sich nicht als Kind Adams und Evas. „Meine Ureltern aßen von euerm Sündenapfel nicht“, verkündet das jenseit von Gut und Böse stehende sechzehnjährige Mägblein. Als Alkuin von Schamhaftigkeit spricht, erklärt sie dieses für Faselerei. Sie droht, ihre Kleider abzustreifen, und Karl fürchtet, daß sie dieses wirklich ausführe. Doch es kommt noch besser. Erccambald, der greise Kanzler, berichtet, von Wut und Ekel geschüttelt, daß sie in einer Spelunke vor Fischern, Handwerksknechten, Mauern und Welschen nackt getanzt und sich dann der Brunst dieser Gefellen preisgegeben habe, bis sie entstellt und entseelt im Winkel gelegen. Das ist selbst für Karl zu stark, obgleich ihr Aufenthalt im Dirnenwinkel zu Nachen ihn vorbereitet haben könnte. Er droht, sie wie einen widerlichen Makel von der Welt zu tilgen, nennt sie Abschaum und Wegwurf und ruft schon bedrohlich nach der Leibwache. Aber die sechzehnjährige Priesterin der Venus vulgivaga weiß ihn bald von dem Unrecht eines solchen Gerichts zu überzeugen. Erst versucht sie zu leugnen, wie sie denn durch das ganze Stück aufs schamloseste lügt, bekommt auch einen Anfall von Todesangst, in dem sie den starken Cherub Karl um ihr Leben bittet. Dann aber kehrt ihre gewohnte Frechheit zurück. „Was hebst du Wegwurf auf?“ „Ich mag nicht deinen Kerker, der mich vom Leben ausschließt, von dem Gott trennt! meiner Gottheit! meiner brünstigen Blut; denn brennen muß ich, oder ich erkalte“, ruft sie empört über die Störung ihrer so berechtigten Existenzform. Karl sieht auch seinen Fehler ein, diese seltne Liebespotenz in ihrem Wirken gehindert zu haben. Versuind hat ihn „still und mild“ gemacht.

„Und bei mir frierst du?“ fragt er nachdenklich. Die Leibwachen können draußen bleiben. Die Kleine kann ruhig entfliehen, um ihre allumfassende Liebe weiterzuüben.

So ist sie eine Zeit lang aus des Kaisers Augen, aber nicht aus seinem Sinn. Seine Narretei blüht unheilbar weiter, wie er später erzählt. Er hat erkannt, daß Gerjuind eine Mission erfülle. Sie ist eine Gesandte des Schicksals. „Auf uns liegt noch der sonderbare Fluch Gottes, der Eva wegen, unsrer Ahnfrau, die immer noch zuweilen uns besucht, damit die Pein nicht sterbe unsers Daseins, mit frischen Äpfeln und mit neuer Schuld“, erklärt er der Oberin. Er gesteht ihr, daß er sich in bitterer Reue verzehre, Gerjuind verstoßen zu haben. „Ihre Sucht, ihr wilder Trieb war mehr als einer Dirne Fürwitz, war Zwang eines Dämons, war ein finstrier Dienst.“ Die Oberin soll die Glorie der Unschuld, mit der Gerjuind ihn narre, zerstören, sonst mache er diese zum Gott des Frankenreichs. An der Leiche bricht er zusammen wie ein im Erdbeben vibrierender Turm und hält dann dem gefallenem Engel, der mit trotzigen Mienen, Gott gewissermaßen wegen seines Geschicks anklagend, vor ihm liegt, eine übrigens recht dunkle Leichenrede, in der er offenbart, was er bisher verschwiegen hat, nämlich daß er Gerjuind geliebt habe.

Es ist bekanntlich fast unmöglich, den Theatererfolg vorauszusehen. In diesem Falle aber konnte kaum ein Zweifel bestehen, daß der größte Teil der Zuschauer die Entrüstung Pipins teilen werde, die dieser dem Kanzler brieflich darüber ausdrückt, daß eine stinkende Dirne den altersschwachen Kaiser am Nasenring führe. Wie so viele Dramen Hauptmanns zeichnet auch dieses eine pathologische Entartung. Gerjuind ist eine hysterische Erotomanin, in der, wie immer bei diesen Personen, die moralischen Gefühle gänzlich verkümmert sind. Eine solche Figur findet vielleicht im Leben Mitleid und Nachsicht, niemals auf der Bühne. Das Publikum besteht nicht aus Psychiatern und Ärzten, die alles verzeihen, weil sie alles verstehen. Es stellt sich, und mit Recht, auf den moralischen und soziologischen Standpunkt und empfindet nicht bloß derartige Figuren als gefährlich und verabscheuungswürdig, sondern es hegt ähnliche Gefühle auch für den, der solche Wesen, wie Karl es tut, mit einem Glorienschein umgibt. Nur wenige werden sich in die Seele dieses Greises hineinversetzen, dem ein Johannistrieb den Intellekt so umnebelt hat, daß er da fast eine Heilige sieht, wo sich sogar Jünglinge wie Horico mit Widerwillen und Entsetzen abwenden. Unter der Jungfrau der Erzählung des Sebastiano Grizzo kann man sich eine liebwerte Jungfrau vorstellen, die des Ringes unter ihrer Zunge gar nicht bedurft hätte, um den Kaiser zu bezaubern. Das durch und durch perverse, lüsterne, lauende und verlogne Geschöpf, das Hauptmann gezeichnet hat, setzt jeden, der sich in sie verliebt, unter das Sympathie- ja unter das Achtungsniveau hinab, dessen dramatische Hauptfiguren unbedingt bedürfen. Es ist das erstemal, daß Hauptmann in diesen Fehler verfallen ist. Hätte er es noch bei einigen Liebchaften mit Hofleuten gelassen, so wäre schon dies

bei den Erwartungen von Würde und Majestät, die der Name Karls des Großen erweckt, gefährlich; indem er das Mädchen in die Dirnengasse und die Schenke am Flusse führt, macht er jeder tragischen Sympathie mit Karl rettungslos den Garaus. Er sucht zwar den Kaiser dadurch zu heben, daß er ihm eine väterliche, seelsorgerische Milde und Nachsicht gegen die junge Sünderin leiht; aber vergeblich. Im wesentlichen sieht man doch mit Alkuin einen bedauernswerten Greis, dessen Sinne nach einer Buhldirne betteln und winseln.



## Paul Gerhardt und der Große Kurfürst

Von Hermann Jacoby, Geh. Kirchenrat in Königsberg i. Pr.

2



ine Änderung in der kirchlichen Lage Deutschlands, insoweit die Beziehung zwischen Reformierten und Lutheranern in Betracht kam, und die wir als die Einleitung zu dem tragischen Konflikt betrachten dürfen, dessen Opfer Gerhardt wurde, trat erst im Jahre 1661 ein.

Der hessische Landgraf Wilhelm veranstaltete erst in diesem Jahre zu Kassel ein Religionsgespräch zwischen Vertretern der reformierten Marburger und der lutherischen Rintelschen theologischen Fakultät, das die erfreulichsten Ergebnisse hatte. Beide Teile kamen sich sehr nahe. Und diese Männer vereinigten sich in dem Beschluß, den Landgrafen zu bitten, „daß er dieses göttliche, von ihnen angefangne Werk des geistlichen Kirchenfriedens“ befördern möge, damit die benachbarten Universitäten und Kirchen, vor allem aber die brandenburgischen und braunschweigischen, diesem Friedensbunde beitreten.\*) In demselben Unionsinteresse wurde 1662 vom Kurfürsten den Studierenden der Theologie und Philosophie der Besuch der Universität Wittenberg verboten, wer dort studierte, wurde zurückgerufen. Solche Verbote waren damals nichts Unerhörtes. Kurfürst Johann hatte seinerzeit den Besuch von Helmstedt, als Calixt dort lehrte, verboten; und 1660 hatte sich die Leipziger Universität für die Ausweisung der Calvinisten erklärt. Das Verbot des Besuchs der Wittenberger Universität war darin begründet, daß sie nicht bloß der Vorkämpfer der lutherischen Orthodoxie war, sondern zugleich der Träger der heftigsten, maßlosesten Polemik gegen die Reformierten. Als Reformierter sah sich der Kurfürst von den Wittenberger Theologen verletzt. Er mußte befürchten, daß die in Wittenberg studierenden Untertanen zu einer ihm feindseligen Gesinnung verführt würden. Das Verbot war also wesentlich eine politische Maßnahme. Von diesen Vorgängen war es nur einer, der Gerhardt beunruhigte, das Kasseler Religionsgespräch. Wir erkennen dies aus einem Gutachten, das er in bezug auf die Frage abgab, ob

Anmerkung der Redaktion: Zu Anfang des ersten Teiles dieses Artikels (Heft 17) muß es natürlich anstatt „am 12. März d. J.“ „am 12. März v. J.“ heißen.

\*) Vgl. Hering, Geschichte der kirchlichen Unionsversuche. Bd. 2. Leipzig, 1838. S. 134.